Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 121 (1995)
Heft: 22

Artikel: Aus dem Leben eines Weltenbummlers. Teil 6, Überleben in Zürich
Autor: Hamburger, Martin
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-604853

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Aus dem Leben eines Weltenbummlers (6. Folge)

ÜBERLEBEN in Zürich

VON MARTIN HAMBURGER

Immer wieder hiess es, in Zürich könne unsereiner nicht überleben. Ich kann überall überleben, entgegnete ich. In Zürich wirst du untergehen, sagte man mir. Eines Tages wollte ich's wissen.

Bei meiner Ankunft wehte ein eisiger Wind, und kalter Regen peitschte mir ins Gesicht. Es war Herbst. Es war im Jahre 1974, in einem paradiesischen Zeitalter also, als Geschlechtskrankheiten zwar nicht gerade Spass machten, aber noch nicht so furchterregend waren wie heute, und Schwarzfahren in den schönen blauen Trams bescheidene 20 Franken kostete. Ich weiss das so genau, weil ich gleich am ersten Tag dabei erwischt wurde.

Ich nahm das billigste Zimmer, das mir die billigste Zimmervermittlung heraussuchen konnte. Es war winzig und so niedrig, dass unter dem Türrahmen sogar ich mich bücken musste, und es kostete jeden Monat ein Vermögen, bei weitem mehr als die fünf- und sechsmal grösseren, hohen Zimmer, in denen ich in Berlin oder Wien gewohnt hatte. Genaugenommen war es nur die Hälfte eines Zimmers, denn offensichtlich hatte man zwei Räume aus einem gemacht, indem man diesen in der Mitte mit einer Pavatexwand trennte und zwei Türen einsetzte. Vom Treppenhaus her betrat man also durch die ursprüngliche Zimmertüre zuerst einen etwa einen halben Meter breiten Zwischenraum, in welchem ein Lavabo und ein Ölofen eingebaut waren.

Mein Nachbar hiess Sükrü, ein untersetzter, auffällig breiter Mann mit einem eckigen, fast quadratischen Kopf. Er war schweigsam und freundlich und hatte dicke, schwarze Augenbrauen und einen dicken, schwarzen Schnauz. Morgens um vier kam er von der Nachtschicht nach Hause. Wenn er die Türe seines Zimmers aufsperrte, wackelte die meine, und die Wand aus Pavatex bebte wie eine Bühnenkulisse. Doch was mich jedesmal weckte, war der Geruch von gedünsteten Zwiebeln, denn Sükrü begann sofort auf einer elektrischen Platte zu kochen. Er stand dabei in dem kleinen Vorraum neben dem Lavabo, sozusagen neben meinem Bett, und der Dampf zog durch Spalten und Ritzen zu mir herein.

Bald suchte ich einen Job, als Plakatankleber, Küchenbursche, Postbotengehilfe, fand aber nichts, jedenfalls nichts Längerfristiges, und ich musste mich fragen, wie ich die horrende Miete bezahlen sollte.

Sükrü war Gepäckarbeiter bei der Bahn. Eine Arbeit haben war ihm wichtig. Er machte oft Überstunden. Einmal sagte er, er schicke das Geld in die Türkei, für die Familie, doch er sprach nie von der Familie. Er sprach überhaupt selten. «Viel Arbeit», bemerkte er hin und wieder und meinte damit, dass er zufrieden sei. Wichtig waren ihm auch Frauen. Er bezeichnete sie alle als «Fräulein», und es war oft ein Fräulein bei ihm zu Besuch. Manchmal für zwei, drei Tage, manchmal blieb eine monatelang, wohnte dann bei ihm, sass in seinem Zimmer (es war, wie meins, nicht viel grösser als ein Doppelbett), machte die Wäsche, kaufte ein. Es waren Schweizerinnen, alle jung und unzimperlich. Sükrü war stolz auf sie oder besser auf sich, weil es bedeutete, dass er sich eine Frau leisten konnte. Und er sagte mir des öftern, worauf es ihm ankam: «Fräulein, gut vogelieren», meinte er ohne falsche Scham. Die Wortschöpfung «vogelieren», die wahrscheinlich unbewusst seine eigene war, gefiel mir. Es klang wie vögeln, aber auch wie philosophieren.

Da die Existenzprobleme, die man mir vorausgesagt hatte, auf mich zukamen, gab ich im *Tagblatt* ein Inserat auf, das am übernächsten Tag erschien. Auf der ersten Zeile stand in fetten Lettern ICH HABE LUST, darunter halbfett AUF IHRE PROBLEME. Und kleingedruckt war zu lesen: «Lebenskünstler (garantiert keine psychologische Ausbildung) berät Sie seriös und kompetent.» Ich hatte die Telefonnummer der Bar angegeben, die sich im gleichen Haus befand, und setzte mich hinunter an den Tresen.

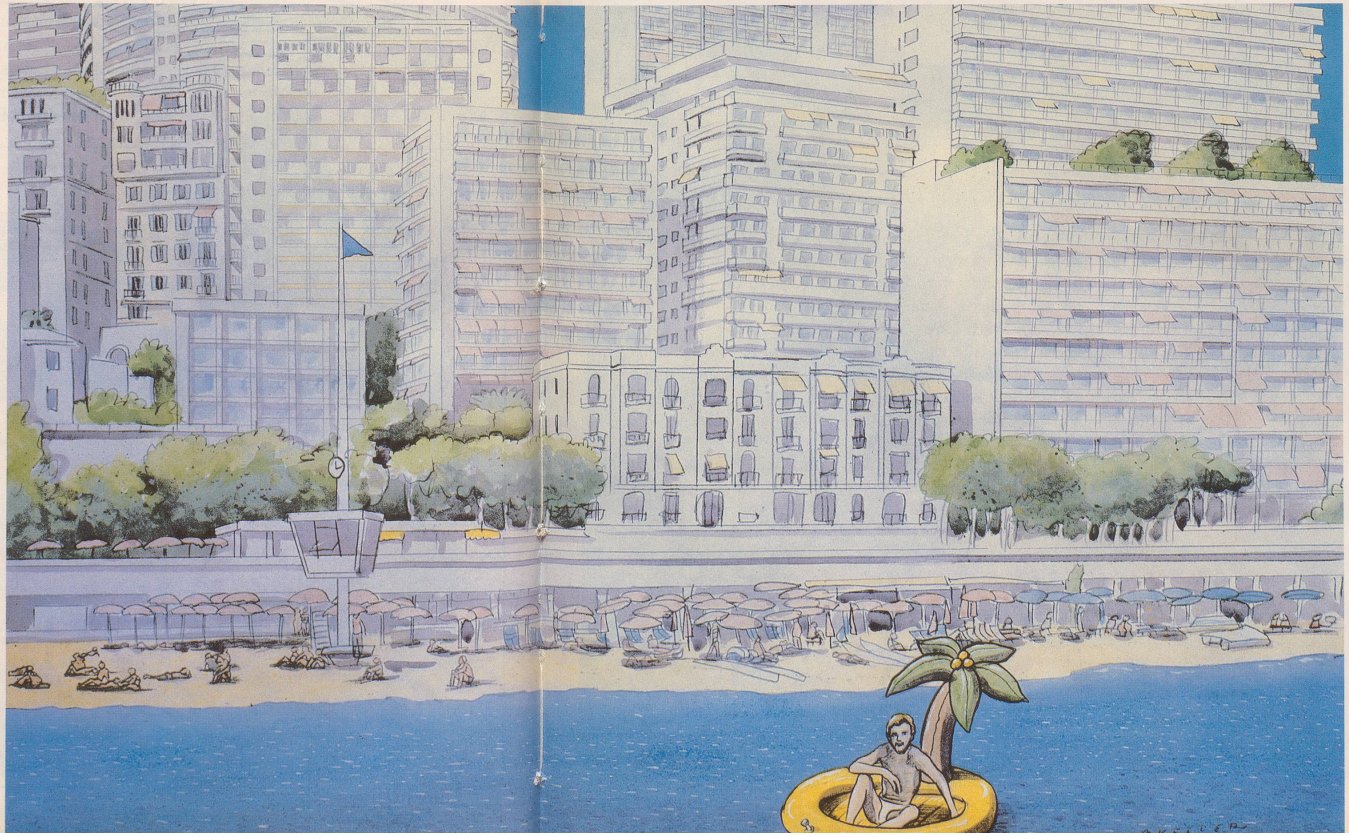
Als erste meldete sich Renate, ein sehr junges, grossgewachsenes, schlaksiges Mädchen mit dunklem Haar, braunen Augen und feinen schwarzen Härchen über der Oberlippe. Sie sprühte vor Energie und hatte gesunde, natürlich rote Backen. Aber sie hatte einen Knacks. Alles, was sie tat, machte sie eilig und flüchtig; sie war unkonzentriert und schusslig und kam zur ersten Sitzung schweissgebadet, da sie verspätet und deshalb gerannt war.

Es stellte sich heraus, dass sie hungrig nach Bildung war, ein Nachholbedürfnis in Kulturgeschichte hatte, aber nicht wusste, wie sie sich dieses Wissen am besten aneignen sollte. Die Therapie bestand folglich darin, dass ich ihr Unterricht erteilte. Wir begannen mit den Anfängen der deutschen Literatur. Sie kam oft, immer zu spät und schwitzend und ausser Atem, so dass sie sich jedesmal zuerst zwanzig Minuten lang beruhigen musste, ehe man anfangen konnte. Sie erzählte des langen und breiten, was ihr auf dem Weg zu mir alles widerfahren war, welche Tasche sie in welcher Toilette oder in welchem Tram liegengelassen und wie sie sie zurückbekommen habe. Sie hatte kein Zeitgefühl, blieb stundenlang, was mich nicht störte, denn die erste Stunde bezahlte sie immer.

Wir waren bei den Romantikern angelangt, als es einmal so spät wurde, dass sie ihren letzten Vorortszug verpasste. Ich bot ihr an, sie könne bei mir schlafen, wie dies ja auch professionelle Therapeuten tun, wenn die Situation günstig ist. Der Fall war klar. In meinem engen Zimmer gab es keine andere Liegefläche als das Bett, welches immerhin ziemlich breit war. Renate, für die weder ein Taxi noch ein Hotel in Frage kam, entschied sich für mein Bett, allerdings unter der Bedingung, ihre Kleider anbehalten zu dürfen. So zog sie nur die Schuhe aus und schlüpfte unter meine Decke. Sie war zu keinem Kompromiss bereit, nicht einmal auf den Lambswool-Pullover wollte sie verzichten. Ich kam mir in der Unterwäsche ziemlich nackt vor, doch das kümmerte sie wenig. Kaum hatte sie sich richtig hingelegt, war sie auch schon eingeschlafen.

Seither verpasste sie mehrmals ihren letzten Zug. Zweimal während der Biedermeierzeit und einmal im Naturalismus, aber die Kleider behielt sie an. Natürlich glaubte Sükrü, Renate sei meine Freundin. Sie gefiel ihm. «Schönes Fräulein, gut vogelieren», sagte er. Ich liess ihm seinen Glauben, denn es hätte keinen Sinn gehabt, ihm alles zu erklären. Er hielt mich auch so für einen Spinner, doch dies störte weder ihn noch mich. Wir hatten Winter und Frühjahr gut überstanden mit unserem Ölofen im Vorraum, der die Zimmer gemütlich gewärmt und verstunken hatte. Beide waren wir stille Naturen, denn anders wäre das Leben mit der dünnen Trennwand kaum möglich gewesen. Um so mehr fiel auf, wenn er sich mit einer seiner Frauen stritt und diese ihn – manchmal einen Abend lang – auf Schweizerhochdeutsch beschimpfte, dass es eine Art hatte, oder wenn türkische Kollegen zu Besuch kamen, alle durcheinanderredeten, der Lärmpegel anstieg, so dass der einzelne nicht mehr herauszuhören war. Ich fragte mich dann, ob auch er, der sonst kaum sprach, seine Stimme aufdrehte oder leise blieb wie immer.

Den Lärm von der Strasse empfand man nicht mehr als Lärm; an das Gejohle der Betrunkenen, die Schlägereien und, nach Mitter-



ANDREAS J. MUELLER

nacht, an die kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen Freiern, Nutten und Zuhältern hatten wir uns gewöhnt. Auch an Herrn Hager hatten wir uns gewöhnt, den grossen, blassen Hausverwalter, der mit ostschweizerischer Trokkenheit gelegentlich nach dem Rechten sah, stets grau in grau und nie mit einem Gefühl auf den Lippen. Er war nicht ernst, sondern korrekt – korrekt wie der Wohnungsmarkt.

Auf mein Inserat hatten sich noch andere gemeldet: Olga, eine fünfzigjährige, in Scheidung stehende Hausfrau, die nicht wusste, ob sie sich umbringen oder dem Gemeinwohl widmen sollte, und Karl, ein Jüngling noch, der einen Einbruch begangen hatte und fürchtete, erwischt zu werden. Doch diese Probleme waren nach einem einmaligen Gespräch gelöst, und als mir Renate eröffnete, sie habe eine Gesangslehrerin gefunden und wolle nun singen lernen, musste ich mir etwas anderes einfallen lassen, um über die Runden zu kommen.

Es war inzwischen Sommer geworden. Bei Sükrü ging seit einigen Tagen eine Neue ein und aus, eine rundliche Blonde mit engen Jeans und Jeansjacke. Und ich hatte den Direktor einer kleinen Firma kennengelernt, einen gerissenen Menschen, der sich auf mehreren Branchen auskannte und auf die Idee gekommen war, ich könnte für ihn seine Briefe schreiben, nicht die alltäglichen, sondern die ungewöhnlichen, jene, auf die es ankam; auch Reden halten müsse er oft, dafür brauche er Texte.

So sass ich an einem Nachmittag – einem ausserordentlich schwülen Nachmittag – am kleinen Küchentisch, der zwischen Bett und Kleiderschrank gerade noch Platz hatte, und schrieb an meinem ersten Auftrag, einem Nachruf auf den ehemaligen Präsidenten des Handballverbandes. Da klopfte es, und Sükrü schaute herein, stand etwas verlegen da in weisser Unterhose und weissem Leibchen. Langsam wandte ich den Kopf. Er grinste, dann sagte er: «Willst du vogelieren, ich zahle.» Dabei wies er mit der einen Hand in sein Zimmer. Unvermittelt erhob ich mich, schaute ihn an und grinste ebenfalls. Zwei Männer sahen einander tief in die Augen. Erst jetzt bemerkte ich, dass Sükrü etwas abgekämpft, aber zugleich wohlig und entspannt aussah. Es war ein komplexes Angebot, das er mir machte, und ich brauchte lange, bis ich ihm antwortete. Einerseits ging es ganz einfach um Lust, die ich in diesem Augenblick mit dem besten Willen nicht hatte. Andererseits war ich zutiefst gerührt, denn Sükrü teilte mir damit seine Sympathie mit, vielleicht mehr als das, vielleicht etwas wie Zuneigung, und diese konnte ich doch nicht einfach mir nichts dir nichts zurückweisen. Ich war im Clinch. «Fräulein wartet», sagte Sükrü. Ich wusste noch immer nicht, wie ich reagieren sollte. Die Einladung zu einem Kaffee kann man mit einer höflichen Erklärung ablehnen, aber doch nicht… Ich lehnte trotzdem ab. Mit einer gestammelten Erklärung und freundlichen Blicken. Und mein Freund ging in sein Zimmer zurück.

ANDREAS J. MUELLER

Wie ich gehofft hatte, war er nicht beleidigt, sondern tat darnach, als ob nichts gewesen wäre. Eine Woche später war die Neue verschwunden, und eines Morgens, als Sükrü Tagschicht hatte, klopfte es wieder. Diesmal waren es zwei Beamte der Kripo, die mir ihre Ausweise entgegenstreckten und wissen wollten, was für Frauenspersonen nebenan verkehrten. Selbstverständlich zuckte ich die Achseln und sagte Sükrü nichts davon; auch nicht, als er mir bald darauf das Rezept seines Hausarztes zeigte, auf dem der Name eines Medikaments gegen Gonorrhöe stand. «Nid gut vogeliere», meinte Sükrü gelassen. Ich erinnerte mich nun, dass die Barmaid einmal bemerkt hatte, auf meiner Etage befinde sich die Hindelbank-Connection, doch war das bestimmt nur dummes Geschwätz gewesen. Bis im Herbst hielt ich als Ghostwriter durch, dann, vor Weihnachten, reichte es doch noch für die Post. Ich hatte mir bewiesen, was ich wollte, und fuhr nach Paris, um wieder einmal zu wissen, was eine Grossstadt ist.

Erst zwanzig Jahre später kam ich zum zweiten Mal nach Zürich – ehrlich gesagt, um einen Augenschein vom Letten zu nehmen, und lief unverhofft an Sükrü heran. Er sass bei der Trolleybus-Haltestelle am Limmatplatz, eine Gebetsschnur zwischen den Fingern, sinnierend auf einem Bänklein. Ohne viel Aufhebens begrüssten wir uns, drückten die Hand. Als er übers ganze Gesicht lachte, erinnerte ich mich wieder an seine goldplombierten Zähne. Es gehe ihm gut, sagte er, doch irgend etwas stimmte nicht. Ob er immer noch im Niederdorf wohne. Nein, er wohne jetzt hier in der Nähe. Er gab mir ein Kärtchen mit dem Stempel seiner Adresse. Immer noch auf dem Bahnhof…? Ich mimte das Chauffieren eines elektrischen Gepäckwagens. Er winkte ab. «Nid mehr Arbeit», sagte er. Er habe Rheumatismus und sei pensioniert worden. Frühzeitig.

Ein ausgemergeltes Mädchen auf hohen Hacken schwankte auf uns zu und bettelte. Sükrü gab ihr eine kleine Münze. «Schaurig liäb du», raunte sie und wandte sich an den nächsten. □